



Nach dem Fall Granadas im Jahr 1492 wurden alle iberischen Muslime zwangschristianisiert. Dennoch deportierten die Spanier 1609 die rund 300 000 „Neuchristen“ ins Ausland – viele fanden dabei den Tod.

„Haus voller Schlangen“



1609 mussten alle Iberer maurischer Herkunft ihre Heimat verlassen („*L'expulsió dels moriscos*“, 1894, Gemälde von Gabriel Puig Roda).

Von Annette Bruhns

Als die Einwohner Granadas am 1. Januar 1492 aufwachten, wehten von den Palastmauern schon die Banner Kastiliens und seines Nationalheiligen: Santiago Matamoros – Sankt Jakobus „der Mäurertöter“. Vor den Toren erklang der „Te Deum“-Gesang aus den Kehlen der Reconquista-Soldaten. Kurz darauf ritt der Emir, Muhammad XII., von der Alhambra hinab und übergab die Stadtschlüssel. Bevor der letzte muslimische Herrscher in Spanien sein Reich verließ, entfuhr ihm ein in die Legende eingegangener Klagelaut: der „Seufzer des Mauren“.

Granadas Gassen blieben an diesem Neujahrstag leer. Niemand hatte die mehrheitlich muslimische Bevölkerung auf die Kapitulation vorbereitet. Auf dem Papier standen die Chancen für eine friedliche Koexistenz zwar gut; das katholische Königspaar Ferdinand und Isabella hatte seinen neuen Untertanen weiter die freie Religionsausübung zugesichert. In vielen Teilen Spaniens, die durch die „Reconquista“ („Rückeroberung“) wieder christlich geworden waren, konnten die Muslime ihren Glauben bisher beibehalten.

Doch das gesellschaftliche Klima hatte sich verändert. Ausgerechnet in Spanien, wo seit Jahrhunderten Christen, Juden und Muslime untereinander geheiratet und auch ihre Religionen gewechselt hatten, war jetzt die „Reinheit des Blutes“ neue Staatsdoktrin. Eine seit westgotischen Zeiten lupenreine christliche Abstammung propagierten selbst ernannte Altchristen jetzt als Voraussetzung für jegliche Karriere im Militär oder in der Verwaltung. Bereits ein Tropfen nichtchristlichen Bluts galt nach dem Statut von Toledo (1449) als so kontaminierend, dass nicht einmal die Taufe einen Betroffenen reinwaschen konnte.

Die Ersten, die diesen Rassismus brutal zu spüren bekamen, waren konvertierte Juden. Nach 1485 wurden mehr als 2000 von ihnen zum Scheiterhaufen verurteilt – trotz Taufe galten sie als heimliche Anhänger ihrer alten Religion. Nach dem Fall Granadas und unter dem Banner der Inquisition (siehe Marginalie Seite 73)

erreichte der Furor einen Höhepunkt. Im März 1492 verfügte die Krone, dass alle Juden das Reich verlassen müssten, sollten sie nicht konvertieren. Mehr als 100 000 Menschen entschieden sich zur fluchtartigen Ausreise. „Sie liefen durch Straßen und Felder, einige fallend, andere sich aufbäumend, sterbend, geboren werdend, siechend – es gab keinen Christen, dem sie nicht leidgetan hätten“, beschrieb ein Priester den Exodus.

Ähnlich verhasst wie die Juden waren die „moros“ (Mauren). Sie galten als „Feinde im Inneren“, schreibt der britische Autor Matthew Carr in seinem exzellenten Buch „Blood and Faith“, so wie heute Europas Muslime, die oft dem Generalverdacht des Terrorismus ausgesetzt sind. Damals verdächtigte man die Mauren, den muslimischen Gegnern Spaniens als fünfte Kolonne zu dienen – den gefürchteten Osmanen, aber auch den Piraten aus Nordafrika. Am liebsten hätten die christlichen Herrscher wohl hart durchgegriffen. Dafür spricht die Morgengabe, die das Königspaar 1496 für die Vermählung ihrer Tochter vom portugiesischen König verlangte: die Ausweisung der Muslime aus Portugal.

Doch für Isabella und Ferdinand gab es Gründe, in Spanien vorsichtiger zu sein. Während man die Juden in die Heimatlosigkeit entließ, konnten die spani-

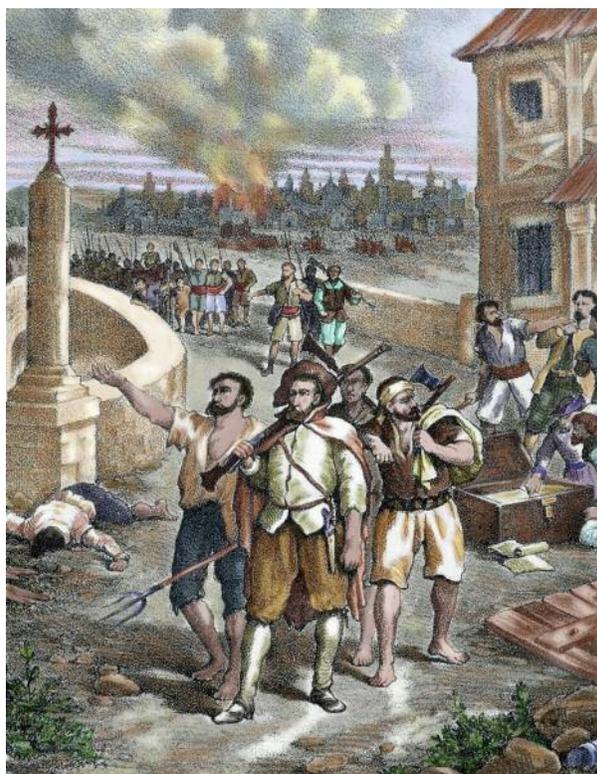
schen Mauren bei Glaubensbrüdern unterkommen; und die muslimischen Herrscher würden nicht davor zurückschrecken, im Gegenzug ihre christlichen Untertanen zu schikanieren. Eine berechtigte Angst: Der ägyptische Sultan ließ 1501 Christen in seinem Land wegen der Gräueltaten, die granadinische Muslime erleiden mussten, verfolgen.

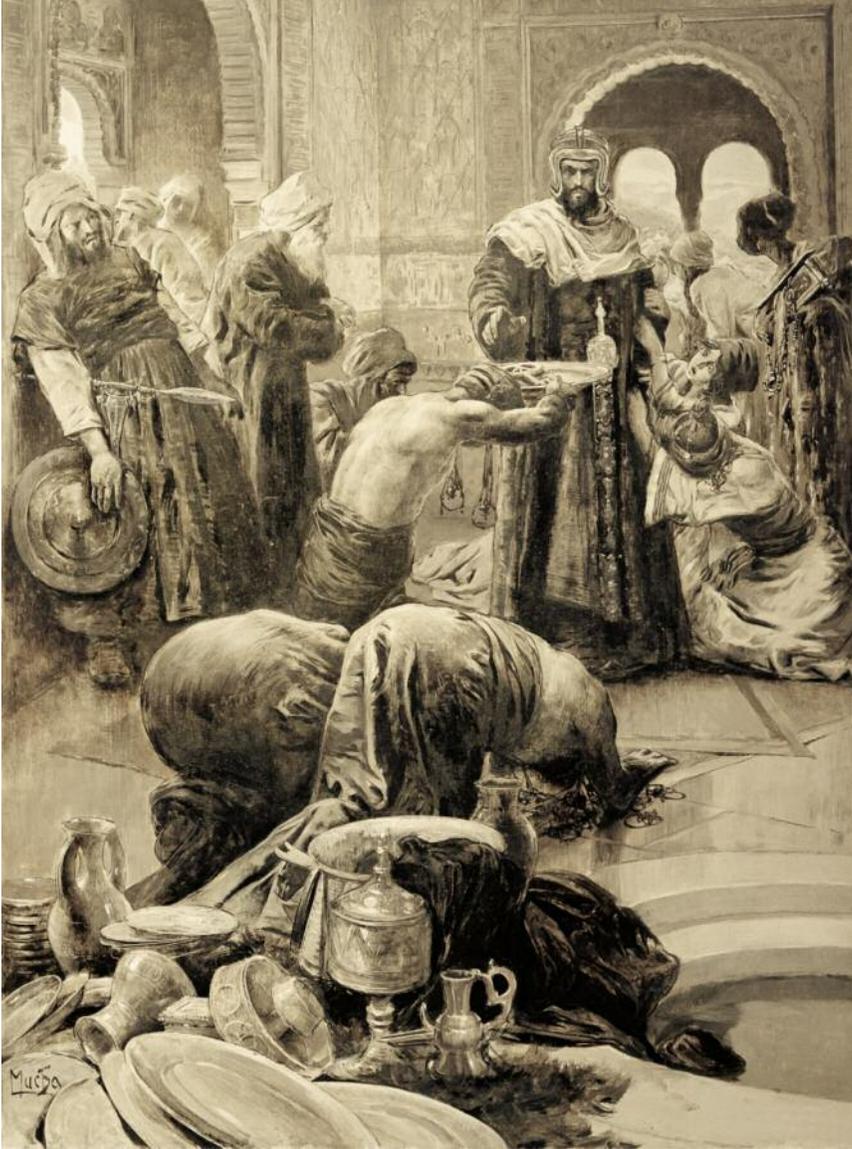
Das Ringen der spanischen Autoritäten um den richtigen Umgang mit den muslimischen Untertanen spielte sich stets in dieser politischen Großwetterlage ab. Kämpfe und Seegefechte zwischen islamischer und christlicher Welt zogen sich durch das gesamte 16. Jahrhundert. Auf der anderen Seite suchten führende Repräsentanten den Ausgleich. Der erste christliche Gouverneur Granadas etwa setzte auf Dialog. Sein Erzbischof lernte Arabisch, um den Muslimen die Zehn Gebote in ihrer Muttersprache erklären zu können, und bei der Fronleichnamsprozession durften die Untertanen maurische Tänze vorführen, die „Zambra“.

Diese sanfte Christianisierung ging Königin Isabella nicht schnell genug. Um die Sache voranzutreiben, beorderte sie ihren Beichtvater nach Granada. Der strenge Franziskaner stürzte sich zunächst auf die sogenannten Renegaten – zum Islam konvertierte Christen. Am 18. Dezember 1499 holten zwei seiner Schergen eine junge Frau aus dem Muslimviertel Albaicín zum Verhör. Beim Abtransport schrie diese laut um Hilfe: Man wolle sie zwingen, Mohammed abzuschwören. Immer mehr Menschen eilten herbei, Steine flogen, bis einer der Schergen tödlich verletzt zusammenbrach. Sein Kompagnon entkam nur, weil eine barmherzige Muslimin ihn unter ihrem Bett verstecken konnte.

Der Todesfall entfachte Gewalt und Gegengewalt. Im gesamten Viertel entlud sich die Wut über die harte Knute von Isabellas fanatischem Missionar. Als König Ferdinand in Sevilla von den Vorgängen informiert wurde, rügte er seine Gattin dafür, den Kleriker losgeschickt zu haben: „Sein Leichtsinns hat in wenigen Stunden die Mühen von vielen Jahren zunichtegemacht.“

Es blieb bei der harten Linie. Die Rebellen wurden unter der Auflage begnadigt, sich





Ferdinand der Katholische nimmt 1492 den Schlüssel von Granada entgegen (Illustration von Alfons Mucha, um 1895).

Aufstand der „Germanías“ in Valencia um 1521 (kolorierter Stich, 16. Jh.)

taufen zu lassen. In einer Massenabfertigung bespritzten Priester Granadas Muslime im Namen Christi mit Weihwasser. Wenig später verkündete Isabellas Gottesmann stolz: „Es gibt jetzt niemanden mehr in der Stadt, der kein Christ ist, und alle Moscheen sind Kirchen.“

Das war pure Illusion. In und um Granada erhoben sich immer mehr Mauren oder Morisken, wie der Volksmund die Zwangsgetauften nannte. In den Alpujarras, dem gebirgigen Hinterland, kam es zum blutigen Aufstand. Binnen drei Jahren wurden Tausende Muslime masakriert oder in die Sklaverei verkauft. In Andarax brannten christliche Truppen eine Moschee nieder, in die sich 600 Frauen und Kinder gerettet hatten. Die Menschen fühlten sich von den Eroberern betrogen. „Wenn der König der Conquista nicht sein Wort hält, was können wir dann von seinen Nachfolgern erwarten?“, sorgte sich ein gramgebeugter muslimischer Edelmann, der seine Frau, drei Söhne und drei Töchter verloren hatte.

Mit der Religionsfreiheit war es endgültig vorbei. Tausende Korane und kostbare arabische Handschriften wurden im Herbst 1501 öffentlich verbrannt. Eine Flut antimuslimischer Erlasse ergoss sich über das Volk. Betroffen waren Mauren und Morisken in allen spanischen Königreichen.

Die Muslime Aragóns genossen noch als Letzte Schutz. Das lag auch daran, dass das prosperierende Königreich im iberischen Nordosten nie wirklich die Institution der Inquisition anerkannt hatte. Der ansässige, überaus reiche Adel hatte immer auf eigene Rechte gepocht. Zu ihnen zählte, dass die aragonesischen Mauren auch solche bleiben durften. Auf diese Weise konnte man die fleißigen Arbeiter auf den Zuckerplantagen und in den Weinbergen für weit weniger Lohn aus-

beuten als Christen. Diese Sonderstellung bescherte den Mauren freilich den Neid und Hass der christlichen Unterschicht.

Diese Ordnung beendete 1519 ein Pestausbruch in Valencia, mit 45 000 Einwohnern eine der größten Metropolen der Zeit. Die Begüterten flohen und überließen die Stadt den Armen. Der habsburgische Herrscher Karl V., Spaniens König und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, witterte die Chance, die Verhältnisse in Aragón aufzubrechen. Er erlaubte dem Volk, bewaffnete „Germanías“ (Bruderschaften) zu gründen. Anfangs wehrten diese Milizen nur die Korsaren ab, muslimische Seeräuber. Bald aber wurde aus dem Kampf ein Volksaufstand gegen die verhasste Feudalherrschaft, bei dem sich Klassenneid und religiöser Eifer gegenseitig befeuerten. Mit Schlachtgesängen wie „Tod den Edelleuten! Tod den Mauren!“ stürzte sich der Mob auf die örtlichen Muslime, um sie zu töten oder Zwangstaufern zuzuführen.

Der Hass siegte. 1526 rief zum ersten Mal seit mehr als 800 Jahren in ganz Spanien kein Muezzin mehr zum Gebet.

Doch die Fanatiker gaben keine Ruhe. Alles, was an die eroberte Kultur erinnerte, war suspekt, konnte der Inquisition zur Anzeige gebracht und mit Folter und Tod geahndet werden. Das Misstrauen, das den Zwangsgetauften in ihren neuen Gemeinden entgegenschlug, verhinderte vielerorts ihre Integration. Viele Morisken suchten ihr Seelenheil jetzt heimlich im althergebrachten Glauben. Die Kryptomuslime hielten sich dabei an die koranische Praxis der „Takijja“ („Vorsicht“). Schon 1504 hatte der Mufti von Oran eigens für die verfolgten Glaubensbrüder in Spanien Takijja-Regeln erlassen. Beim Beten des Ave-Maria sollten sie im Stillen Mohammeds Namen sagen, oder etwa, wenn ihnen Schweinefleisch aufgenötigt wurde, dieses „essen, aber in ihrem Herzen ablehnen“.

Die Kirche war der Herausforderung nicht gewachsen, die vielen „Neuchristen“ – es waren mindestens 300 000 – zu guten Katholiken zu machen. Es fehlte an Lehrern und Mitteln. Schlimmer noch, es wurden Priester aktenkundig, die ihren Morisken-Schäfchen Gelder abgepresst und deren Frauen vergewaltigt hatten. 1570 mokierte sich ein Christ über die Blindheit einer Obrigkeit, die lieber in fernen Weltgegenden anstatt vor Ort missionierte. Das sei, „als ob jemand sein Haus voller Schlangen und Skorpione hätte, aber, anstelle es zu säubern, in Afrika Löwen und Strauße jagte“.



Erzbischof Juan de Ribera war einer der Hauptgegner der Morisken (Ölbild, F. Domingo Marqués, 1864).

Am 7. November 1566 erließ König Philipp II. ein Edikt, das alle bisherigen Erlasse in den Schatten stellte. Jeder erdenkliche maurische Brauch, von der arabischen Sprache bis hin zum Schleier der Frauen, wurde mit hohen Strafen belegt. Der ehrwürdige Sprecher der Mauren Granadas, Francisco Núñez Muley, warnte in einem Memorandum, dass dieses Vorhaben inakzeptabel sei angesichts der Tatsache, dass die meisten Bräuche nicht religiös, sondern kulturell motiviert wären – und sogar Christinnen zuweilen ihr Gesicht verschleierten. Bitter beklagte sich Muley: „In den letzten 35 bis 40 Jahren haben die Männer hier sich in kastilischem Stil gekleidet in der Hoffnung, dass Ihre Majestät ihnen im Gegenzug gewisse Freiheiten gewähren würde. Nun, davon haben wir nichts gesehen. Mit jedem weiteren Tag verschlechtert sich unsere Lage.“

Was den König zu dem harschen Schritt bewegen hatte, ist unklar. Ein von Philipp II. konsultierter Theologieprofessor hatte den knappen Rat erteilt: „Je mehr tote Mauren, desto mehr Profit, weil es dann weniger Gegner gibt.“ Den König soll dieses Diktum erfreut haben. Die blutigen Folgen des Gesetzes waren offenbar einkalkuliert.

Das Edikt war der Anfang vom Ende. In seiner Folge griffen Granadas Morisken wieder zu den Waffen. Dieser zweite

Alpujarras-Aufstand war der „grausamste Krieg im Europa des 16. Jahrhunderts“, so der britische Historiker Henry Kamen. Nach der Niederschlagung, 1571, vertrieben die Sieger alle Morisken aus Andalusien nach Kastilien, in der Annahme, sie würden sich als Entwurzelte gefügiger zeigen. In Zwangsmärschen, bei denen viele vor Hunger und Kälte zusammenbrachen, verließen mehr als 50 000 Menschen ihre Heimat. Sogar der Held dieser Kämpfe, Don Juan de Austria, der kurz darauf Weltruhm in der Schlacht von Lepanto gegen die Osmanen erringen sollte, bedauerte die von ihm Besiegten. „Die Entvölkerung eines Königreichs ist das Traurigste, was man sich vorstellen kann“, schrieb er aus Granada.

Die Deportation löste indes kein Problem. Fast 20 Jahre später sah der Bischof von Badajoz die Assimilation der granadinischen Morisken in Kastilien als gescheitert an: Immer noch sprachen sie ihr „Kauderwelsch“ und heirateten fast nur untereinander. Das Gespenst eines demografischen Desasters ging jetzt in Spanien um: dass die Morisken jünger heirateten, mehr Kinder bekämen, während die christliche Bevölkerung auch wegen der fallenen Soldaten und des Zölibats

ihrer Kleriker schrumpfte. Die Forschung hat diese Annahmen als Vorurteile entlarvt; in Kastilien etwa betrug der Bevölkerungsanteil der Morisken kaum mehr als ein Prozent.

Die Überfremdungsfantasien wurden beflügelt durch die sinnensfreudige Haltung der iberischen Muslime zum Sex: In der Ehe galt die Lust beider Beteiligten als wesentlich. Noch in einem erotischen Manual aus dem 17. Jahrhundert, verfasst in „Aljamiado“, einem in arabischen Lettern verschriftlichten Kastilisch, wird dem Ehemann geraten, bei der Penetration „bismillah“ („Im Namen Gottes“) zu rufen und den Orgasmus so lange hinauszuzögern, „bis er sicher ist, dass beide Partner ihn zur selben Zeit erreichen“. Dadurch, so das Traktat, sei „viel Liebe“ gewonnen.

Natürlich verbot der Islam damals genauso den zügellosen, unehelichen Sex wie das Christentum. Letztlich scheiterten alle Integrationsversuche an dem Dilemma, dass man von den Morisken einerseits verlangte, unsichtbar in der Masse der Christen aufzugehen, sich aber andererseits genau davor fürchtete: Denn hinter einer christlichen Fassade könnten sich ja „Verräter“ verstecken.

Im April 1582 malte der Generalinquisiteur das Bild einer Verschwörung: 200 000 Morisken-Kämpfer stünden bereit, um den türkischen Sultan bei einer

Eroberung Spaniens zu unterstützen. Er empfahl, sich aller Morisken zu entledigen. Eine Vertreibung sei kostspielig, würde sich aber amortisieren, so der oberste Glaubenspolizist, weil sie für „Sicherheit und Ruhe“ sorgen würde. Widerspruch kam ausgerechnet von der Inquisitionsbehörde in Valencia, die mahnte, man könne die Morisken nicht in die Fremde schicken, denn diese seien schließlich „Spanier wie wir“.

Dennoch: Die Ausweisung schien nur noch eine Frage der Zeit. Immer mehr Zeitgenossen schrieben sich in Rage gegen die Morisken. Die einen wollten sie nach Neufundland verschicken, andere die Menschen in Booten ohne Segel den Wellen überlassen – allesamt Maßnahmen, für die das in Kämpfe verstrickte Land kein Geld hatte. Warnend warf der Königliche Sekretär in die Debatte, dass die Landwirtschaft ohne die Morisken brachläge. Eigentlich gäbe es „keine Ecke im Land, die man nicht den Morisken hätte geben sollen“, weil nur diese wüssten, „wie man es im Überfluss fruchtbar macht“. Kurz danach starb Philipp II. Unter seinem Nachfolger begann der rapide Niedergang des spanischen Weltreichs.

Philipp III. war bigott wie seine Vorfahren Isabella und Ferdinand, aber ohne deren politische Ambitionen. Er verlegte sich lieber aufs Jagen und überließ seine Amtsgeschäfte Günstlingen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts verschlechterte sich die soziale und ökonomische Situation Spaniens eklatant: 600 000 Menschen starben an der Pest, Missernten und Hungersnöte suchten das Land heim. Hinzu kamen militärische Niederlagen, für die die Sündenböcke rasch gefunden waren: die Morisken.

Die Entscheidung zur Deportation fiel in einer geheimen Kabinettsrunde am 30. Januar 1608; neun Jahre später begründete der Drahtzieher, der Herzog von Lerma, den Zeitpunkt damit, dass Spanien mit Hinweis auf die Morisken den damals noch flackernden Krieg mit dem abtrünnigen Flandern „ehrenhaft“ beenden konnte. Truppen und Flotten waren jetzt frei für die Abwicklung der Deportation. Der Beschluss sollte zwar für alle spanischen Königreiche gelten – wurde aber, aus logistischen Gründen, zunächst nur in Aragón bekannt gegeben.

Am Morgen des 24. September 1609 verkündeten Stadtschreier in Valencia die Ausweisung aller Morisken wegen Ketzerrei sowie „göttlicher und menschlicher Majestätsbeleidigung“. Binnen drei Tagen hätten sie in ihren Häusern ihrer Deportation zu harren. Kleinkinder unter vier Jahren waren ausgenommen von der Order. Kostbare Besitztümer wurden den Morisken abgenommen, etwaige Landtitel sollten an adelige Großgrundbesitzer fallen.

Während die ersten mit Morisken beladenen Schiffe bereits gen Afrika segelten, legte die kastilische Stadt Murcia Einspruch ein. Der Stadtrat bat den König eindringlich, Murcias Morisken zu schonen, weil diese gute Christen seien, „treue und loyale Vasallen der Königlichen Krone“. Ähnlich lautende Appelle kamen bald aus Städten in ganz Spanien.

Ohne Erfolg: Ab Januar wurden überall die Morisken zu den Häfen geschickt. Unterwegs wurden die Ärmsten oft beraubt, Mädchen und Frauen vergewaltigt. Es gab Moriskenschiffe, die niemals ankamen, weil die Passagiere von den Crews auf hoher See getötet wurden, um anschließend die Leichen zu fleddern.

In Nordafrika ging der Schrecken weiter. Al-Makkari, Chronist der Ausweisung, berichtet, dass so viele Morisken „auf den Straßen von Arabern überfallen“ wurden, dass „nur wenige am Ziel ankamen“. Viele mussten ihre Glaubenszugehörigkeit durch Vorzeigen der Beschneidung beweisen. Andere dagegen erwiesen sich als so christlich, dass sie sich sträubten, eine Moschee auch nur zu betreten – eine Moriskengruppe wurde deshalb in Tétouan gesteinigt. Mindestens ein Sechstel der Deportierten überlebte sein Schicksal nicht – womöglich überstanden sogar drei Viertel die Ausweisung nicht lebendig.

Spanien hatte seine Bürger in den massenhaften Tod geschickt.

Die Überlebenden verzehrten sich oft vor Heimweh. 1611 schrieb ein Moriske aus La Mancha an seinen früheren Herrn, es gäbe „keinen Tag noch Nacht, in der wir nicht unser Land und unserer Nachbarn gedenken“. Er sei entschlossen, nach Spanien zurückzukehren, „wir weinen Tränen aus Blut und werden zurückgehen, auch wenn sie uns hängen“.

Tatsächlich kehrten manche heimlich zurück. Aus der kastilischen Stadt Villarubia musste eine hartnäckige Moriskengruppe sogar dreimal davongejagt werden. Und dennoch ist es, wie Historiker nachgewiesen haben, einigen Morisken gelungen, mit gefälschtem christlichen Stammbaum für immer in der alten Heimat zu bleiben.

1622, ein Jahr nach dem Tod Philipps III., stellte sein Nachfolger nüchtern den „großen Schaden der Ausweisung“ fest. Insbesondere das Königreich Aragón lag brach.

Mehr als 350 Jahre später, 1982, bot die spanische Regierung den Nachfahren der 1492 ausgewiesenen Juden die spanische Nationalität an. Den Nachfahren der Morisken machte man dieses Angebot nicht. Als im Januar 2005 König Juan Carlos vor einem Besuch im marokkanischen Tétouan stand, wurden Gesuche dort ansässiger Moriskennachfahren nach einer formellen Entschuldigung laut: „Wir wollen moralische Reparationen für die Wunden, die wir erlitten haben“, so einer ihrer Sprecher. Man fühle sich „mental“ an dieselbe Geschichte gebunden: „Spanische Traditionen sind auch unsere.“

Der Besuch des spanischen Staatsoberhaupts in Tétouan wurde kurzfristig abgesagt.

annette.bruhns@spiegel.de

Spanische Inquisition

Von Rom weitgehend unabhängig ging die Spanische Inquisition umfassend gegen Ketzer vor. Sie war im Kern eine staatliche Einrichtung, die seit 1488 durch die „Suprema“, den königlichen Inquisitionsrat, gesteuert wurde. Die spanische Inquisition unterschied sich auch dadurch von der Ketzerverfolgung in Italien oder Frankreich, dass sie eng mit der rassistischen Ideologie von der „Reinheit des Blutes“ verbunden war; diese galt bis hinein ins Zeitalter der europäischen Aufklärung im 18. Jahrhundert. Erster Generalinquisitor war der Dominikaner Tomás de Torquemada,

ein wichtiger Berater des Königs-paars. Neben Juden, Konvertiten und Morisken verfolgten die spanischen Glaubenswächter auch Protestanten, spirituelle Gruppen sowie Katholiken, die der Blasphemie bezichtigt wurden. Eine weitere Aufgabe der Kontrollbehörde war die Büchzensur. Jahrhundertlang kannte jeder Spanier das Wappen der Inquisition: ein Kreuz zwischen einem Olivenzweig und einem Schwert, Sinnbilder für Gnade und gerechte Strafe. 1829 erklärte der Papst das Ende der unabhängigen Inquisition in Spanien; Fälle von Ketzerei wurden fortan nur noch zentral in Rom verfolgt.